



**Geschichtstheorie am Werk**  
**Theory of History at Work**  
**La théorie de l'histoire à l'œuvre**  
**La teoria della storia all'opera**

# Auf der Suche nach neuen Wegen zur historischen Erforschung von Kollektiven

*Lisa Regazzoni*

**Cite as:** Lisa Regazzoni, "Auf der Suche nach neuen Wegen zur historischen Erforschung von Kollektiven," in *Geschichtstheorie am Werk*, 11/01/2022, <https://gtw.hypotheses.org/1933>.

**ISSN:** 2750-7165

**URL:** <https://gtw.hypotheses.org/1933>

**License:**



This work is licensed under a [Creative Commons Attribution-NonCommercial-ShareAlike 4.0 International License](https://creativecommons.org/licenses/by-nc-sa/4.0/).

# Auf der Suche nach neuen Wegen zur historischen Erforschung von Kollektiven

Was verstehen wir unter den Nomina „alte Römer“, die „Wilden“ bzw. die „Native Americans“ oder die „Subalternen“? Warum assoziieren wir Artefakte wie bspw. einen Faustkeil, ein Kriegerdenkmal oder ein Dalapferd (Abb. 2) unmittelbar mit „den prähistorischen Hominiden“, „den Gefallenen“ respektive „den Schweden“? [Abbildung/en auffindbar unter: <https://gtw.hypotheses.org/1933>.] Wie denken Historiker und Historikerinnen über Kollektive, die als Subjekte historischen Handelns oder Erleidens gelten, und wie erfolgt die zielsichere Zuschreibung von Artefakten an bestimmte Kollektive als deren Merkmal? Oder umgekehrt gefragt: Wie avancieren Ansammlungen von Lebewesen zum kollektiven Sujet der Geschichtsschreibung und aufgrund welcher gemeinsamen Merkmale schreiben sie sich historische Beständigkeit zu bzw. wird ihnen diese zugeschrieben? Die Geschichtswissenschaft steht seit einigen Jahren vor der gewaltigen Herausforderung, neue Wege zu finden, um über Kollektive zu schreiben, ohne dabei in eine zweifache Falle zu geraten: Auf der einen Seite die Falle des sprachphilosophischen Nominalismus, laut dem Kollektivnamen wie bspw. „die Römer“ lediglich eine Sprachkonvention seien, die, wörtlich genommen, kaum Sinn ergebe: Kollektivnamen könnten nämlich, so diese Auffassung, keine reale, physisch zeitlich beständige Gruppe einzelner Individuen bezeichnen, weil sich deren Zusammensetzung aufgrund von Geburt und Tod immer wieder verändere. Dieser Position zufolge wären die Aufgaben der Geschichtsschreibung negativ, und zwar die bloße Dekonstruktion von Kollektiven sowie die Analyse der Prozesse, die zu ihrer Imaginierung geführt haben.

Auf der anderen Seite droht die Falle des naiven Realismus, der kulturelle, ethnische und nationale Identitäten als real existierende Größe behauptet. Vor allem Populismen und rechtsextreme politische Strömungen haben heutzutage die Kategorie „kollektive Identität“ vereinnahmt, um damit die Einzigartigkeit, die historische Verwurzelung und die zeitliche Beständigkeit einer bestimmten Gruppe zu postulieren. Inwiefern dieses essentialistische Verständnis von Identität nicht nur zu Deutungskämpfen führt, sondern verbaliter töten kann, hat Amartya Sen am Beispiel des indisch-pakistanischen Konflikts bereits 2006 aufgezeigt.<sup>1</sup> Es ist jedoch nicht zu negieren, dass die Geschichte einer der wesentlichen Faktoren gewesen – und immer noch – ist, mit denen kollektive Identitäten und Zugehörigkeiten affirmiert werden.

Die Aufgabe, neue Wege zu finden, um über Kollektive zu schreiben, ist heute in Zeiten postkolonialen historischen Denkens und der Krise der Nationalnarrative dringlicher denn je. Wenn das historische Denken mit der „historischen Frage“ ansetzt, die aus gegenwärtiger gesellschaftlicher und politischer Perspektive an die Vergangenheit gerichtet wird, dann muss die Geschichtswissenschaft eine kritische Position nicht nur gegenüber identitären Geschichtsbildern, sondern auch gegenüber dem Anwachsen von Kollektiven beziehen, die für sich historische Kontinuität behaupten (siehe dazu die Kritik zum „Groupism“ in dem Beitrag von Philip Ther auf diesem Blog: [Kollektive Zuschreibungen und individuelle Erfahrungen. Zum Verhältnis von Makro- und Mikrozugängen in der historischen Soziologie](#)). Historiker und Historikerinnen tragen also dafür Verantwortung, welche Kollektive sie zur Sprache kommen lassen, sowie auch dafür, welche Kriterien und welche heuristischen Kategorien sie anwenden, um über Kollektive historisch zu denken.

## Der Fluchtweg in die Utopie der Tiefenzeiten

Welch großes Unbehagen solche Fragen bereiten, und wie schwierig es ist, sie zu lösen, zeigen in den letzten Jahren einige Versuche, National- und Regionalgeschichten neu zu schreiben. Diese vermeiden den Identitätsbegriff durch die Flucht in die Tiefenzeiten, in denen sich die Identitätsfrage deshalb aufheben lässt, weil sie innerhalb dieser Zeiträume die Qualität des Udenkbaren aufweist. Die Frage nach der Identität des Homo sapiens, der vor circa 45.000 Jahren nach Europa kam, entzieht sich schlicht unserem wissenschaftlichen und kognitiven Begriffsvermögen. Geschichte in den Tiefenzeiten ansetzen zu lassen, bietet daher die Möglichkeit, die klassischen Fragen des kulturellen und ethnischen Ursprungs und der kollektiven, insbesondere nationalen Identitäten als sinnlos zu erklären. Exemplarisch dafür seien hier zwei 2017 herausgekommene Überblickswerke angeführt: Die *Histoire mondiale de la France*, herausgegeben von dem Mediävisten Patrick Boucheron, und ihr Gegenstück, die *Storia mondiale dell'Italia*, herausgegeben von dem Althistoriker Andrea Giardina. Das französische Werk beginnt 34.000 Jahre vor Christus in der Chauvet-Höhle, in der die sogenannten Cro-Magnon-Menschen Felsbilder hinterließen. In diesen Anfängen einer wandernden Mischlingsmenschheit löse sich, schreibt Boucheron, die Geschichte jenes Raums auf, der später Frankreich heißen werde. Ein Raum, der nichts anderes als „le laboratoire archéologique de sociétés dont l'identité sociale, culturelle et même biologique ne se différencie aucunement du reste du monde.“<sup>2</sup> Eine ähnliche Argumentation verfolgt die *Storia mondiale dell'Italia*. Wie ihr französisches Pendant beginnt sie mit einer archäologischen Entdeckung auf

nationalem Boden in den 1990er-Jahren: Es handelt sich um den sogenannten Mann vom Tisenjoch, der circa 3.200 Jahre vor Christus lebte und als Gletschermumie „Ötzi“ Weltberühmtheit erlangt hat. „Ötzi“ steht hier stellvertretend für eine weit entwickelte Gesellschaft von Jägern, die der Anthropologe Giovanni Kezich mit derjenigen der „Indianer“<sup>3</sup> an der nordwestlichen Küste Nordamerikas oder bestimmter Volksstämme am Horn von Afrika vergleicht. Ötzi war also weder ein Österreicher, noch ein Italiener, noch ein Südtiroler, wie das Südtiroler Archäologiemuseum suggeriert. Er war ein Jäger.

Die Vorgeschichte wird somit zur Projektionsfläche eines abstrakten Universalismus und einer verschwommenen Gleichheit, die dem politischen Ziel entspricht, das in Historiker- und Historikerinnenkreisen im gegenwärtigen Frankreich, in Italien und jüngst auch in Deutschland verfolgt wird:<sup>4</sup> Es geht darum, ein alternatives Geschichtsbild zu demjenigen zu entwerfen, das auf den Nationalstaat und sein mutmaßliches Angebot einer Identität fixiert ist. Mit der *Histoire mondiale de la France* beabsichtige er, so Boucheron, eine pluralistische Vorstellung der Geschichte gegen die identitäre Verengung zu mobilisieren, die heutzutage die öffentliche Debatte beherrscht.<sup>5</sup> Am Anfang stünden – so der Gegenvorschlag – nicht die Franzosen, und auch nicht „nos ancêtres les Gaulois“, sondern ein undifferenziertes „Wir“, das der gesamten Menschheit gleichkomme.

Diese Zuflucht zur Vorgeschichte stellt Historiker und Historikerinnen jedoch zwei gedankliche Fallen: Zunächst einmal die mehr oder weniger bewusste Wiedereinführung eines bestimmten Identitätsbildes: Zu Urhebern der Felsbilder in der Chauvet-Höhle erklärt der Archäologe François Bon die sogenannten Cro-Magnon-Menschen, die er als Kreuzung von Neandertaler und Homo sapiens bezeichnet. Unser direkter Ahne, schließt er, sei ein Mestize gewesen. Aber kommt damit der Identitätsdiskurs nicht durch die Hintertür wieder herein?

Die zweite Falle ist ein Denken im Sinne der Geschichtsphilosophie aufklärerischer Prägung, also im Sinne Rousseaus oder Voltaires: Hier wird die ferne Vergangenheit zur Projektionsfläche jener humanitären, universalistischen und egalitären Ideale, die in der Gegenwart als politische Utopien vorkommen. Steckt darin nicht ein aus dem Moralempfinden abgeleiteter Impuls, die Vergangenheit zum Labor moralischen Sollens zu gestalten?

Dass die Vorgeschichte in den letzten Jahren zum Fluchtpunkt gegenwärtiger Utopien umfunktionalisiert wurde, bestätigen im Übrigen weitere Unterfangen, etwa Daniel Lord Smails *On Deep History and the Brain*, oder das deutlich weniger differenzierte Unternehmen von David Christian: *The Big History Project*.

## Der Fluchtweg in die begrifflichen Umbenennungen

Ein weiterer Versuch, sich mit dieser Herausforderung auseinanderzusetzen, ist auf der kategorialen Ebene erfolgt. So haben Historiker und Historikerinnen auf die semantische Verengung des Terminus „kollektive Identität“ – insbesondere in der Migrationsgeschichte – reagiert. Zunächst hat man den Begriff im Plural verwendet, also „die kollektiven Identitäten“,<sup>6</sup> ihn durch das Konzept „Hybridität“ entschärft, oder aber durch den soziologischen Begriff „Zugehörigkeit“ bzw. „*Belonging*“ oder das gerade viel diskutierte Modewort „Wir“ ersetzt. „*Belonging*“ oder andere Konzepte können jedoch nur dann auf Exklusion ausgerichteten Vereinnahmungen entgehen, wenn sie nicht nur als Platzhalter für „Identität“ eingesetzt, sondern theoretisch und methodisch fundiert werden und einen heuristischen Gewinn in der Erforschung von Kollektiven bieten (siehe dazu den Beitrag von Levke Harders auf diesen Blog: [Zugehörigkeit als Kategorie historischer Analyse](#)). Sonst ließe sich hinter diesen begrifflichen Substitutionsvorschlägen „ein moralisierender Theoriegestus“ vermuten, „in dem implizite Utopien der Entdifferenzierung mitschwingen.“<sup>7</sup>

Gerade das kollektive „Wir“ scheint die umkämpfte Größe zu sein, die zahlreiche Geschichts-, Sozial- und Politikwissenschaftler und -wissenschaftlerinnen so integrativ wie möglich zu deklinieren versuchen, um dem Anspruch auf ein demokratisches Subjekt der Geschichte<sup>8</sup> gerecht zu werden (siehe dazu den Beitrag von Valentin Groebner auf diesem Blog: [Handeln historische „Wir“-Erzählungen von Identität?](#)); ein Anspruch, der zunächst politischer und moralischer Natur ist.

Jüngste Geschichtsdarstellungen des historisch gewachsenen „Wir“ – z. B. des Kollektivs „die Deutschen“ – reagieren auf eine politisch-gesellschaftliche Dringlichkeit, die aus der jahrzehntelang andauernden Migration sowie der wachsenden Xenophobie resultiert: Einerseits geht es darum, die nationalen Kollektividentitäten neu zu definieren; andererseits darum, die emotionale Bindung unter den Bürgern und Bürgerinnen auf neue Kriterien auszurichten – und zwar nicht auf ethnische oder kulturelle Faktoren, sondern auf gemeinsame und vertretbare Werte. Jedoch scheint der Wechsel zum Begriff „Wir“ keinen sicheren Schutz vor auf Exklusion ausgerichtete Vereinnahmungen zu bieten.

Die Vorteile, die Lutz Niethammer den „Wir“-Aussagen zuerkennt, etwa ihre geringere Tendenz zur Totalisierung, ihre Relativität und Revidierbarkeit,<sup>9</sup> dürfen nicht darüber hinwegtäuschen, dass die erste Person Plural „wir“ stets den

Pronomina „ihr“ und „sie“ gegenübersteht. Erst im Sprechakt erzielt das Pronomen „Wir“ seine einschließende oder ausschließende Wirkung.<sup>10</sup> Ferner stellt sich die Frage, ob dieses „alle einschließende“ „Wir“, trotz der damit verbundenen wohlwollenden Absicht, nicht eine Identifikationszuschreibung reproduziert, bei der sich doch nicht alle als dazugezählt empfinden. Wird damit aber nicht das Recht auf Differenzierung negiert?

## Fragen zum Ausweg

Aus diesen Beobachtungen ergibt sich, dass sich die Geschichtswissenschaft mehr oder weniger bewusst an der gesellschaftlichen Konstruktion von Kollektiven aktiv beteiligt, und dadurch an der gesellschaftlichen, politischen und ethischen Selbstvergewisserung der Gegenwart mitwirkt sowie an ihrer Zukunftsorientierung. Das zeigt exemplarisch die Historiografie zu Kollektiven wie Klasse, *Gender*, *race*. Wollen jedoch Historiker und Historikerinnen ihre Geschichte erzählen, müssen sie sich die folgende Frage stellen: Was sind die Identifikationskriterien einerseits und die Marker von Fremdheit andererseits – seien sie selbst oder von außen zugeschrieben –, die einen gewissen Verlauf und zeitliche Beständigkeit besitzen? Denn sie bilden die Grundlage dafür, dass ein Kollektiv, trotz ständiger Veränderung, als Subjekt ein und derselben Geschichte dargestellt werden kann.

Diese Fragen hängen jedoch mit anderen zusammen, die von Grund auf theoretischer – denn nicht forschungsimmanenter – Natur sind: Was machen Historiker und Historikerinnen, wenn sie einem Kollektiv, einem neuen „Wir“ oder einem neuen „Anderen“ Sichtbarkeit verleihen? Welche Konflikt- oder Reparationspotenziale sind darin enthalten und welche Kämpfe werden mit und im Namen von Lebewesen-Kollektiven geführt? Anhand welcher oft implizit bleibenden Vorentscheidungen werden Kollektive (etwa „die Deutschen“) als imaginierte Gemeinschaften dekonstruiert und andere Kollektive (etwa die „*Black people*“) anhand essentialistischer – denn biologischer – Kriterien in ihrer historischen Kontinuität konstruiert? In welchem Verhältnis steht die höchst notwendige politische und gesellschaftliche Bekämpfung des durch Rassismus verursachten Leidens mit den Geschichtsnarrativen, die anhand biologischer Kategorien konstruiert werden? Damit lässt sich schließlich die gute alte Frage der Geschichtstheorie erneut stellen: Wo und wie verlaufen die Grenzen zwischen Ethik und Geschichtswissenschaft?

All diese Fragen benötigen dringend, offen und kollektiv ausgehandelt zu werden.

Dieser Beitrag ist die überarbeitete Fassung des einleitenden Impulsvortrags, den die Autorin auf dem 53. Deutschen Historiker\*innentag am 06.10.2021 in der Sektion *Das umstrittene ‚Wir‘. Auf der Suche nach neuen Wegen zur historischen Erforschung von Kollektiven* gehalten hat (Sektionsleitung: Arndt Brendecke und Lisa Regazzoni; Vortragende: Valentin Groebner, Levke Harders und Philipp Ther).

---

Lisa Regazzoni ist seit Juni 2020 Professorin für Geschichtstheorie an der Universität Bielefeld. Ihre Forschungsschwerpunkte liegen im Bereich der Theorie und Epistemologie historischer Überreste, Medialität der Geschichte und Darstellungsmodi der Vergangenheit. Sie studierte Philosophie und Geschichte an den Universitäten von Bologna und Heidelberg und wurde 2006 an der Universität Potsdam in Philosophie promoviert. Nach zahlreichen Fellowships in Paris (Centre Alexandre Koyré, Deutsches Historisches Institut Paris, EHESS), in London (German Historical Institute) und Princeton (Institute for Advanced Study) habilitierte sie 2020 in Neuerer Geschichte an der Goethe-Universität Frankfurt.

<http://wwwhomes.uni-bielefeld.de/lregazzoni/index.html>

[lisa.regazzoni@uni-bielefeld.de](mailto:lisa.regazzoni@uni-bielefeld.de)

---

**Tags:** Belonging / Das umstrittene Wir / Historische Kollektive / kollektive Identität / wir

---

<sup>1</sup> Amartya K. Sen: *Identity and violence: the illusion of destiny*, New York 2006.

<sup>2</sup> Patrick Boucheron (Hrsg.): *Histoire mondiale de la France*, Paris 2017, S. 16.

<sup>3</sup> Giovanni Kezich: 3200 a. C. Dal ghiaccio il primo uomo delle Alpi, in: Andrea Giardina (Hrsg.): *Storia mondiale dell'Italia*, Roma-Bari 2017, S. 6–10, hier S. 10.

<sup>4</sup> Im 2020 erschienenen Werk „Deutschland. Globalgeschichte einer Nation“ beginnt die Geschichte mit dem Homo heidelbergensis 400.000 Jahre vor Christus. Somit übertrifft das Werk die verwandten Publikationen in der zeitlichen Tiefe: Andreas Fahrmeir (Hrsg.): *Deutschland. Globalgeschichte einer Nation*, München 2020. Siehe zu weiteren ähnlichen editorischen Unternehmen zu nationalen und regionalen Globalgeschichten die Bibliographie von Andreas Fahrmeirs Einleitung.

<sup>5</sup> Boucheron: *Histoire mondiale de la France*: Dieses Unternehmen „entend mobiliser une conception pluraliste de l'histoire contre l'étrécissement identitaire qui domine aujourd'hui le débat public“, S. 7.

<sup>6</sup> Exemplarisch dazu Sen: *Identity and violence*; Nathalie Heinich: *Ce que n'est pas l'identité*, Paris 2018.

<sup>7</sup> Stefan Hirschauer: *Un/doing Differences. Die Kontingenz sozialer Zugehörigkeiten*, in: *Zeitschrift für Soziologie* 3 (Juni 2014), S. 170–191, hier S. 179.

<sup>8</sup> Tristan Garcia, *Nous*, Paris 2016.

---

<sup>9</sup> Lutz Niethammer: Kollektive Identität. Heimliche Quellen einer unheimlichen Konjunktur, Reinbek bei Hamburg 2010, Anm. 2, S. 627.

<sup>10</sup> Vincent Descombes: Die Rätsel der Identität, aus dem Französischen von Jürgen Schröder, Berlin 2013, S. 207.